

Humankapital als Kulturalisierung der Ökonomie?

MATTHIAS JUNG*

Korreferat zum Hauptbeitrag von Dieter Thomä

Dieter Thomä bearbeitet in seinem Beitrag das Thema „Ökonomie und Kultur“ aus einer originellen und erfrischenden Perspektive, indem er nämlich ein zentrales Konzept der Kulturphilosophie, den Begriff des menschlichen Selbst als eine sich entwickelnde Größe, im Blick auf seine interne Beziehung zu ökonomischen Prozessen analysiert. Dies ermöglicht es ihm, die festgefahrenen Debatten um das Reizwort „Humankapital“ (nach Ansicht der einschlägigen Jury bekanntlich gar ein *U*rwort mit dehumanisierendem Potential) durch überfällige Problemdifferenzierungen wieder in Gang zu bringen. Thomä konzentriert sich auf diesen Begriff, um auszuleuchten, wo Reichweite und Grenzen der Kapital-Metapher zu suchen sind, wenn man ein philosophisch reflektiertes Verständnis des Selbst und seiner Bildung im Hintergrund hat. Dabei setzt er sich bewusst zwischen die beiden Stühle der Enthusiasten und der Verächter dieses Begriffs, indem er *einerseits* gegen die Kritiker das Ideologische eines Verständnisses von Persönlichkeitsentwicklung aufweist, das glaubt, diese von ökonomischen Prozessen isolieren zu können, *andererseits* aber gegen die Humankapitalisten darauf besteht, dass die Metapher der Selbstkapitalisierung gravierende Schwächen aufweist.

Diese Argumentationslinie aufnehmend, werde ich mich in meinem Korreferat auf zwei im Hauptbeitrag nicht behandelte Facetten der Humankapital-Diskussion konzentrieren. Erstens geht es mir um eine pragmatistische Erweiterung des hier einschlägigen Kulturbegriffs, zweitens werde ich den von Thomä nur angedeuteten Aspekt der Artikulation kultureller Werte in ökonomischen Prozessen ausführlicher behandeln.

1. Eine Kultur der Verkörperung:

Dieter Thomä macht mit Recht darauf aufmerksam, dass die Metapher des Humankapitals auch dort eine Rolle spielt, wo man das am wenigsten erwarten würde: nämlich in der empfindsamen, der Romantik benachbarten deutschen Aufklärung und dem mit ihr verwandten amerikanischen Transzendentalismus. Herder und Emerson bemühen für das Wachstum des Selbst das Bild einer seelischen Ökonomie als der tätigen Produktion von Mehrwert. Doch das bemerkenswerteste, weil tatsächlich gelebte Metaphernspiel dieser Tradition fand vom 4. Juli (Unabhängigkeitstag!) 1845 bis zum

* Apl. Prof. Dr. Matthias Jung, Max-Weber-Kolleg Erfurt, Am Hügel 1, D-99084 Erfurt, Tel.: +49-(0)361-737-2820, Fax: +49-(0)361-737-2809, E-Mail: matthias.jung@uni-erfurt.de, Forschungsschwerpunkte: philosophische Anthropologie (besonders anthropologische Grundfragen der Ethik), Religionsphilosophie, Hermeneutik und Pragmatismus.

6. September 1847 am Walden Pond in Massachusetts statt. Dort baute sich der Philosoph Henry David Thoreau – auf einem Grundstück, das Emerson gehörte – eine Hütte, um in ihr und von den Erträgen seines Landbaus zu leben, auf der Suche nach jener „economy of living which is synonymous with philosophy“ (Thoreau 1854/1992: 48). Getreu seinem Credo „a man is rich in proportion to the number of things he can afford to leave alone“ (Thoreau 1854/1992: 77) dekonstruiert Thoreau die Idee des Humankapitals, indem er einen radikal sparsamen Gebrauch von ihr macht: „Walden“, der literarische Niederschlag seines Experiments, ist durchzogen von Tabellen und Berechnungen, die demonstrieren sollen, dass die Ökonomie der Selbstentfaltung auch auf der Basis eines Wirtschaftens funktionieren kann, das auf die Idee des quantitativen Wachstums bewusst verzichtet.

Ob nun aber radikalasketisch wie bei Thoreau, wachstumstrunken wie bei dem exaltierten Emerson, oder vom humanistischen Pathos Herders bestimmt: alle genannten Kulturphilosophen bemühen das Bild einer persönlichen Entfaltung durch den rechten *Gebrauch* anvertrauter „Talente“. Das ist natürlich kein Zufall, sondern deutet auf eine fundamentale Gemeinsamkeit der zugrunde liegenden anthropologischen Annahmen hin, die sich mit Blick auf die Frage nach dem Verhältnis von Kultur und Ökonomie als entscheidend erweist. Diese Gemeinsamkeit besteht nämlich darin, dass Kultur als Prozess der *Verkörperung* gesehen wird. Geistige Sinngehalte sind für eine Verkörperungsanthropologie nur durch Handeln, durch Interaktion mit der physischen Welt bestimmbar, sie haben keine unabhängige Existenz in einem platonischen Wertehimmel. Es ist dieser gemeinsame Zug zu einem antidualistischen Kulturverständnis, der den Gebrauch der Humankapital-Metapher bei den genannten Autoren motiviert. Eine Kulturtheorie, die die materielle Sphäre der Mittel und Bedingungen nicht als etwas zweitrangiges, sondern als den einzigen Ort für die Realisierung von Werten betrachtet, muss dementsprechend den schlichten Gegensatz von banaler Reproduktionssphäre und höherer Kultur fallen lassen. Und in dieser Hinsicht ist es vor allem die pragmatistische Theorie der Kultur, wie sie etwa John Dewey entwickelt hat, die den romantischen Impuls zur Verkörperung beerbt und demokratisierend weiterführt. In seiner Schrift „Die Suche nach Gewissheit“ von 1929 entwickelt Dewey den Gedanken, dass die Trennung höherer menschlicher Werte vom Ökonomischen eine unheilvolle soziale Arbeitsteilung befördert hat, die leicht vergessen lässt, dass solche Werte verkörpert werden müssen, um nicht zu folgenlosen Phrasen zu verkommen. „Das Leben“, so schreibt Dewey, „das Männer, Frauen und Kinder wirklich führen, die Gelegenheiten, die sich ihnen bieten, die Werte, die sie zu genießen fähig sind, ihre Erziehung, ihr Anteil an allen Dingen der Kunst und Wissenschaft, [ist] hauptsächlich von ökonomischen Bedingungen bestimmt. Deshalb kann man kaum erwarten, dass ein moralisches System, das ökonomische Bedingungen ignoriert, anders ist als abgehoben und leer. Das ökonomische Leben ist ... wegen des Versäumnisses, es als gleichwertiges Mittel anzusehen, durch das soziale und kulturelle Werte realisiert werden, verroht“ (Dewey 1929/2001: 283). Die Verächter des Wirtschaftlichen im Namen des Höheren sind nach Dewey daher mitverantwortlich, wenn der *homo oeconomicus* sich nur noch für die Maximierung seiner unreflektierten Präferenzen interessiert. Überdies trifft sie der Vorwurf der Naivität, soweit sie die ökonomische Basis ihrer hochkulturellen Orientierung ignorieren.

Die Linie, die sich damit abzeichnet, ist die einer Kulturalisierung des Ökonomischen, die von einer selbstkritischen Überprüfung des Begriffs kultureller Werte auszugehen hätte – einer Überprüfung, die solche Werte als Schemata zur Bewertung von Handlungen versteht, deren Erfolg von physischen Bedingungen mit abhängig ist. Wirtschaftsprozesse würden dann nicht mehr als schnöder Kommerz auf die eine Seite einer vollständigen Disjunktion fallen, auf deren anderer Seite sich das Wahre, Schöne und Gute ansiedeln dürfte – von den konkreten Bedingungen seiner Realisierung getrennt und daher folgenlos. Denn, wie Dewey beiläufig die Lage resümiert, wenn „die idealen Ziele nur entfernt und zufällig mit unmittelbaren und dringlichen Bedingungen verknüpft sind, widmen sich die Menschen naturgemäß, nachdem sie ersteren Lippendienst geleistet haben, den letzteren“ (Dewey 1929/2001: 281). Diese lakonische Formulierung dürfte auch das Schicksal nicht weniger wohlmeinender Ethik-Codizes in der Wirtschaft und politischer Sonntagsreden ziemlich treffend beschreiben.

So weit, so gut: doch lässt sich die Idee des Humankapitals wirklich als Beitrag zur Kulturalisierung des Ökonomischen begreifen? Oder fällt sie unter Deweys Warnung vor den pseudohumanistischen Lippendienst-Vokabeln? Ist sie gar, wie ihre Gegner meinen, eine Art Trojanisches Pferd des entfesselten Kapitalismus, der die ökonomische Rationalität immer weiter in die Lebenswelt hineintreiben will? Natürlich kann die Antwort nur lauten: es kommt darauf an. Aber auf was?

2. Welche Werte artikuliert das „Humankapital“?

Aus der Sicht einer Kulturtheorie, die sich für Verkörperung, also für die Wechselwirkungen zwischen physischen, institutionellen, technischen Strukturen einerseits und Werten/Sinnfiguren andererseits interessiert, rücken die *performativen* Aspekte von kulturellen Artefakten in den Vordergrund: die Rede vom Humankapital, das es zu berücksichtigen, zu erhalten und zu steigern gelte, wird nicht als die Beschreibung eines Sachverhalts verstanden, dessen Existenz davon unabhängig ist, dass diese Beschreibung vorgenommen wird. Vielmehr erzeugt die Selbstbeschreibung Handelnder in den Kategorien des Humankapitals soziale Tatsachen, die dann wieder auf den mit der Beschreibung gemeinten Sachverhalt zurückschlagen. Die Theorie des Humankapitals kann also nicht neutral-deskriptiv sein, sie hat vielmehr einen normativen Gehalt, artikuliert Wertvorstellungen in der Absicht, ihnen Geltung zu verschaffen. Das Schillernde des Begriffs, die extreme Bandbreite der Reaktionen auf ihn, die von enthusiastischer Bejahung bis zur moralischen Diskreditierung seiner Verwender reicht, lässt sich nur aus der Verbindung dieses normativen Hintergrunds mit der vorgeblich wertneutralen, maximierungslogischen Sprache der Ökonomie verständlich machen. Und hier liegt in der Tat der springende Punkt: Welche performativen Effekte erzielt die Rede vom Humankapital? Was bedeutet es für die soziale Einbettung von Wirtschaftsprozessen, wenn einschlägige Selbstbeschreibungen von Führungskräften und Angestellten verinnerlicht werden? Führt die Kapitalisierung des Humanen zur Humanisierung des Kapitals?

Auf die wichtigste Grenze des Begriffs hat Dieter Thomä in seinem Hauptbeitrag schon hingewiesen: die Idee der Kapitalisierung von Talenten, – etwa in Form eines auf eigenen Begabungen aufbauenden Hochschulstudiums, das als Investition in die Zukunft eine beachtliche Rendite für das investierende Selbst abwirft – funktioniert

nur dort, wo es um klar strukturierte Teilbereiche der Lebensführung geht. Das Ganze des Lebens mit seinen charakteristisch diffusen Rollenüberlappungen, mit der Kontingenz des erlebten Augenblicks und der Offenheit der Zukunft, lässt sich nicht nach dem Modell eines zu investierenden Kapitals begreifen. *A fortiori* gilt dies natürlich von allen Formen menschlichen Lebens, die noch nicht (Kinder), nicht mehr (Arbeitslose, Rentner) oder prinzipiell nicht (schwerbehinderte oder chronisch kranke Menschen) in die Logik der ökonomischen Wertschöpfung eingegliedert werden können. Schon die bloße Semantik des Humankapitals hat im Blick auf solche Personengruppen einen inhumanen Beiklang. Dies wird deutlich, wenn man sich klarmacht, dass der wohl zentrale kulturelle Wert der Moderne, die Menschenwürde, gerade auf eine kategorische „Sakralität der Person“ (Joas 2004: 155) zielt, die eben nicht proportional zu Talenten, Leistung, Kompetenz usw. zu- oder abgesprochen werden kann, sondern dem Individuum bedingungslos zukommt. Die Funktion dieses Begriffs im öffentlichen Diskurs besteht dementsprechend gerade darin, die Grenzen einer funktionalen Verwertungslogik zu markieren.

Dass aber die Metapher des Humankapitals ihre deutlichen Grenzen hat, spricht keineswegs schon gegen sie, sondern nur gegen ihre Übergeneralisierung. Hier liegt sicherlich eine reale Gefahr, auf die die Jury für das „Unwort des Jahres“ 2004 überschießend-sensibel reagiert hat: in einer von der Hegemonie ökonomischer Rationalität geprägten Welt droht der Versuch einer innerökonomischen Einbeziehung humaner Werte in sein genaues Gegenteil, die Ökonomisierung des Humanen, umzuschlagen. Kurzschlüssig ist aber die Überzeugung, bereits die Verwendung des Begriffs „Humankapital“ als solche zeuge von einer inhumanen, ökonomistisch verkürzten Einstellung.¹ Welche Werte dieser Begriff artikuliert, hängt nämlich – diese Einsicht ist zentral – entscheidend von seinem Verwendungskontext ab: was innerökonomisch treffend die Bedeutung menschlicher Handlungen als Quelle von Wertschöpfung zum Ausdruck bringt, kann schon im Denken derselben Personen durch unangemessene Generalisierungen, etwa beim Transfer von professionellem Rollenverhalten zur Alltagspraxis, inhuman wirken – und mag vollends bei der Rezeption in einer breiteren Öffentlichkeit der Verbreitung einer fatalen ökonomistischen Einstellung zuarbeiten. Es kommt also, zumal im Blick auf die ethische Bewertung, vor allem darauf an, die Differenz der Verwendungskontexte nicht zu verwischen. Wo dies beachtet wird, scheint mir eine pauschale Kritik an dem Humankapital-Konzept völlig unangemessen und letztlich durch ein unhaltbares, weil dualistisches Kulturverständnis motiviert.

Auch innerökonomisch freilich steht der Begriff immer auf des Messers Schneide zwischen der Artikulation kultureller Werte und der Absorption derselben durch die Eigenlogik der Ökonomie: auf Seiten seiner Propagandisten zweifelsohne als Instru-

¹ Schon Kant hatte ja mit gutem Grund in der sog. „Selbstzweckformel“ des Kategorischen Imperativs („Handle so, dass du die Menschheit, sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden andern, jederzeit zugleich als Zweck, niemals *bloß* als Mittel brauchest“ (Kant 1785/1968: BA 66, 67), Kursivierung M. J.) die Benutzung der eigenen und anderer Personen als Mittel zu Zwecken keineswegs moralisch diskreditiert, sondern nur ihrer Totalisierung eine Schranke gesetzt („... niemals *bloß* als Mittel ...“). So ist es zum Beispiel moralisch völlig unbedenklich, dass die Leser dieses Textes mein Humankapital als Mittel zum Zweck ihres Erkenntnisgewinns einsetzen, mich also in dieser Hinsicht bewusst instrumentalisieren.

ment zur Implementierung humanistischer Werte konzipiert – man konsultiere zum Vergleich einschlägige Internetseiten, etwa des „Human-Capital-Club“² –, besteht doch ständig die Gefahr einer Verwischung des bleibenden Unterschieds zwischen den Interessen und Wertschätzungen eines menschlichen Selbst und der effizienzorientierten Verwertung von Mitarbeiterkompetenzen. Das Sprachspiel des Humankapitals legt die naive Vorstellung einer Art prästabilierten Harmonie zwischen dem persönlichen Gedeihen des Angestellten und dem Markterfolg des Unternehmens nahe. Deutlich wird diese Gefahr immer dann, wenn es um die Quantifizierbarkeit des Humankapitals geht. Messbarkeit erscheint nämlich als die Voraussetzung, um in das Sprachspiel der Wirtschaft überhaupt Einlass zu finden.³ So offeriert ein aktuelles Handbuch (vgl. Burkowicz et al. 2002) ein Messverfahren namens EVI™ (Expected Value of the Individual), das sich anheischig macht, den Mindestbeitrag des Mitarbeiters für den Gewinn des Unternehmens zu quantifizieren. Gleichzeitig müssen aber in diese Messprozesse zahlreiche Parameter aufgenommen werden, die ihrer Natur nach rollendiffus sind: Kreativität, persönliche Integrität, Sozialkompetenz, Engagement etc. Daraus ergibt sich die Vermutung, dass der EVI umso höher ausfallen wird, je mehr der Mitarbeiter auch seine nicht berufsrollenspezifischen Qualifikationen nicht etwa seiner Familie, ehrenamtlichen Aktivitäten etc. zur Verfügung stellt, sondern exklusiv seiner Firma. Es ist also gerade die – zunächst humanistisch intendierte – Einbeziehung allgemein-menschlicher Fähigkeiten in die Berufsrollenökonomie, die die Gefahr hervorbringt, auch diese Fähigkeiten nun wieder ökonomistisch zu absorbieren. Das ökonomische Medium, in dem sich die kulturellen Werte artikulieren, die der Begriff des Humankapitals anvisiert, ist eben nicht neutral. Seine Eigenlogik, die des Wirtschaftswachstums, steht zu der Entfaltung personalen und sozialen Lebens in einer höchst komplexen und ambivalenten Beziehung. Diese zu einer immerwährenden Harmonie umzudeuten scheint mir ebenso unangemessen wie die dualistische Behauptung eines ewigen Gegensatzes zwischen Wirtschaftsleben und höheren Werten.

Literaturverzeichnis

- Burkowicz, W. R./ Williams, R. L./ Mactas, E. S.* (2002): Humankapitalmessung, in: Bellman, M. Krcmar, H./ Sommerlatte, T. (Hrsg.): Wissensmanagement, Düsseldorf: Symposion.
- Dewey, J.* (1929/2001): Die Suche nach Gewissheit. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Joas, H.* (2004): Der Glaube an die Menschenwürde als Religion der Moderne?, in: Ders. (Hrsg.): Braucht der Mensch Religion? Über Erfahrungen der Selbsttranszendenz, Freiburg: Herder.
- Kant, I.* (1785/1968): Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, in: Werkausgabe in zwölf Bänden, hrsg. von Wilhelm Weischedel, Bd. 7, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Thoreau, H. D.* (1854/1992): Walden and Other Writings, New York: The Modern Library.

² <http://www.humancapitalclub.de> (Zugriff vom 26.09.2006).

³ So heißt es lapidar im Internetauftritt des Human Capital Club, der die gemeinsame Realisierung des humanitären und des wirtschaftlichen Fortschritts propagiert: „Nur was gemessen werden kann ist wichtig“.